

## WISSEN



Universität der Völkerfreundschaft in Moskau: «Wo auf der Welt bekommt man für das Geld eine so gute Ausbildung?»

WISSENSCHAFTSSTANDORTE (IV) Die Moskauer Universität der Völkerfreundschaft wurde für BürgerInnen aus den sozialistischen «Bruderstaaten» gegründet. Heute machen den Studierenden hohe Lebenskosten und Rassismus zu schaffen.

# Mikrokosmos Moskau

Von Alexandra Stark (Text und Foto)

«Jeden Morgen legte meine Zimmernachbarin splitternackt eine Schallplatte auf den Plattenspieler, zog eine riesige Bechere Kokosfett unter ihrem Bett hervor und begann sich im Rhythmus der afrikanischen Musik von Kopf bis Fuß einzusalben», erinnert sich die heute 54-jährige Alla Andrejewna Wischnjewska an ihre Mitbewohnerin im Wohnheim der Universität für Völkerfreundschaft in Moskau. «Das war 1966. Ich war damals achtzehn, kam aus einem wohlhabenden Elternhaus. Ausländer hatte ich vorher keine gekannt, von Afrika wusste ich, wo es liegt. Meine Zimmernachbarin war unglaublich gross und unglaublich dick. Ich fürchtete mich schrecklich vor ihr», sagt Alla Andrejewna und lacht.

Auf ihre Anfrage, ob sie nicht vielleicht doch mit einer russischen Kommilitonin das Zimmer teilen dürfte, erhielt sie ein kategorisches «Njet!». Nur so, beschied man ihr, würde die Afrikanerin schnell Russisch lernen. Alla mehr von der Kultur Afrikas verstehen und damit die Völkerfreundschaft zwischen den beiden Heimatländern wachsen. «Es dauerte allerdings eine Weile, bis sich diese Freundschaft einstellte», erinnert sich Alla. Ihre Mitbewohnerin haben nämlich bestimmt, dass das Zimmer geteilt würde, und hingte ein Tuch zwi-

schen Tür und Fenster. «Sie behielt für sich den hellen Teil. Ich konnte mich neben der Tür einnisten, wo ihre zahlreichen Freunde durchmarschierten, um bei ihr zu essen, wenn sie wieder einmal auf dem Bunsenbrenner einen Eintopf gekocht hatte, weil sie das Essen in der russischen Mensa so schrecklich fand.»

Anwälte, Minister, Terroristen

Generationen von Russinnen und Ausländern haben an der 1960 gegründeten Universität am Stadtrand in S den Moskauer studiert. Der Terrorist Carlos war hier eingeschrieben, zahlreiche Minister, Generalstaatsanwälte von afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Ländern pakteten hier Medizin, Ingenieurwissenschaften oder Landwirtschaft. Die Sowjetunion liess es sich viel kosten, Studierende aus befreundeten Staaten auszubilden und ideologisch auf Kurs zu bringen. Die Universität, die bis 1993 zusätzlich zum heutigen Namen auch noch den des kongolischen Revolutionärs Patrice Lumumba trug, geht heute noch zu den besten Hochschulen Russlands; nach wie vor sind 3544 AusländerInnen an der Uni eingeschrieben. Von den 23402 Studenten und Doktorandinnen kommen allerdings nur 192 aus Europa und 7 aus Nordamerika. Der Grossteil stammt aus Asien (1377), Afrika (835), dem Nahen Osten (723) und Lateinamerika (358).

«Als die Universität gegründet wurde», sagt Prorektor Wiktor Fjodorowitsch Ponka in seinem Büro, das in einem der Wohnheime gleich neben dem Hauptgebäude untergebracht ist, «gab es zwei Welten, zwei Ideologien. Die Universität hatte die Unterstützung derjenigen Länder zum Ziel, die damals gerade ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Seither hat sich die Welt verändert.» Der 45-jährige Ponka kam selber 1978 als Student aus der Ukraine zum Studium an die Uni. «Wir müssen keine Länder mehr unterstützen, sondern wollen heute jungen Menschen die Möglichkeit geben, eine gute Ausbildung zu bekommen. Egal, ob Ausländer oder Russen», sagt der Prorektor

Die Uni sei aber trotzdem nicht eine wie alle anderen. Der Name «Völkerfreundschaft» sei nicht historisch zu erklären, sondern nach wie vor aktuell: «Hier studieren Menschen aus 106 Ländern», sagt Ponka. «Die Universität ist eine Miniwelt. Auf dem Campus leben die Leute friedlich miteinander, und es spielt keine Rolle, an welchen Gott man glaubt, welche Hautfarbe man hat oder wie viel Geld.»

«Fürher warst du ein Freund, wenn du die Ideologie teiltest. Heute, wenn du das nötige Kleingeld hast», sagt ein Student aus Vietnam sarkastisch, der seinen Namen auf keinen Fall in der Zeitung stehen haben will. Der Medizinstudent macht gerade Pause und trinkt Tee in einem der Cafés im Hauptgebäude. Noch ein Jahr, dann will er zur Arbeit in sein Land. «Ich weiss, dass das was ich sage, nicht fair ist, denn die Ausbildung ist hervorragend, und ich habe hier Freunde fürs Leben gefunden.» Zu schaffen mache ihm aber, dass alles schnell teurer wird. Die Studiengebühren betragen je nach Studienfach 1500 bis 5000 Dollar pro Jahr, diese Kosten bleiben einigermaßen stabil. Kaum zu finanzieren seien aber Ausgaben für Wohnen und Essen, die schnell stiegen.

Jean-Gabin Onzimba, ein Doktorand der Geschichte, rechnet vor: «Schon die durchschnittlich 3000 Dollar Studiengebühren pro Jahr sind für uns viel Geld», sagt der 34-jährige aus Gabon. «Die Preise für die Zimmer in den Wohnheimen steigen unheimlich schnell. Noch vor ein paar Jahren wohnten wir für 800 Dollar pro Jahr in den Wohnheimen. Nun sind es schon 2000. Es gibt immer mehr Leute, die unter der Hand in den Wohnheimen leben, die gar keine Studenten sind, sondern arbeiten. Diese Leute können hier Mietmieten bezahlen, das treibt die Preise in die Höhe.»

Die Leidtragenden seien die Studierenden, denn die Stipendien würden nicht so schnell angepasst, wie die Kosten stiegen. Jean-Gabin Onzimba unterrichtet nebenbei Französisch. Lukrative Jobs ausserhalb der Uni, bei denen StudentInnen 100 bis 200 Dollar im

Monat verdienen können, stehen nur Studierenden aus Russland offen. Ausländische Studierende dürfen von Gesetzes wegen nicht arbeiten. Viele von ihnen jobben aus Geldnot trotzdem, illegal und damit zu tiefen Löhnen.

Trotz allen Schwierigkeiten, dem Unterricht in russischer Sprache, dem harten langen Winter, den bürokratischen Härden und der Willkür: Die Uni steht bei den AusländerInnen hoch im Kurs. Lange nicht alle, die hier studieren wollen, finden an der Uni einen Platz. Für den vierzigjährigen Schwarzafrikaner Alfred Kamuzora ist auch klar warum: «Wo auf der Welt bekommt man für das Geld eine so gute Ausbildung?», fragt er und gibt die Antwort gleich selbst: «Hier!»

«Elite des 21. Jahrhunderts»

Er ist gerade daran, im Hotel Dom Turistow eine Zweigstelle der Badr-Forchte-Bank zu eröffnen. «Wer in Nachtclubs als Türsteher arbeitet, kann am nächsten Tag kein guter Student sein», sagt der promovierte Ökonom. Der Manager für Kundenbeziehungen der Badr-Forchte-Bank weiss, wovon er spricht. Er kam 1990, ein Jahr vor dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion, aus seinem Heimatland Tansania an die Uni, hat hier studiert und doktoriert.

«Ich habe meinen Chefs immer wieder von den Schwierigkeiten erzählt», sagt Kamuzora. In der Bank arbeiteten vor allem RussInnen, der oberste Chef sei Aserbaidschaner und habe für die Vorschüpfung von Kamuzora immer ein offenes Ohr. Die Bank unterhält ein Stipendienprogramm, das den Namen «Elite des 21. Jahrhunderts» trägt. Damit werden zurzeit rund fünfzig Studierende aus asiatischen und afrikanischen Entwicklungsländern unterstützt. «Unser Ziel ist es, denjenigen, die gut studieren und etwas erreichen wollen, finanziell unter die Arme zu greifen», erklärt Alfred Kamuzora die Idee hinter dem Programm.

Neben einem Kreditrahmen, der den Studierenden in Notfällen zur Verfügung steht, hat die Bank für die StudentInnen die Gebühren ausserhalb der Uni, bei anderen Banken müssen sie bis zu fünfzig Dollar

Gebühren bezahlen, wenn die Eltern Studiengebühren beweisen. Für fünfzig Dollar riskieren die ausländischen StudentInnen sogar, ins Stadtzentrum zu gehen – und unterwegs zusammengeschlagen zu werden, wie die beiden Inder, die Kamuzora erzählten, sie seien auf dem Weg zur Bank Opfer eines Angriffs von Skinheads geworden. «Deshalb baue ich jetzt die Zweigstelle auf, damit die Studenten nicht mehr ins Zentrum fahren müssen», sagt Kamuzora.

«Das Leben in Russland ist seit dem Ende der Sowjetunion schwieriger geworden. Als ich 1990 nach Moskau gekommen bin, getraute sich keiner, uns Schwarze anzufassen. Heute ist das ganz anders: Mach einen Schritt auf die Strasse, und du bist dran», sagt Kamuzora. «Das Leben ist auch für die Russen schwieriger geworden. Sie haben den Umbruch nicht verkraftet. Trotz allem ist es wichtig, dass junge Menschen aus Afrika und Asien nach Russland kommen, um eine gute Ausbildung zu erhalten. Wir mit unserem Programm haben uns zum Ziel gesetzt, ihnen das Leben hier erleichtern zu machen.»

Seit Jahren nehmen die Bergriffe auf StudentInnen anderer Hautfarbe an der Uni zu. Sie getrauen sich nur noch in Gruppen oder in Begleitung von russischen Freunden aus dem Areal heraus. Skinheads passen die Studierenden auf dem Nachhauseweg ab. «Die Schläger sind oftmals noch nicht völlig fertig und können deshalb nach russischem Gesetz nicht bestraft werden», sagt Prorektor Ponka. Es kommt auch nur sehr selten zu Anzeigen, weil sich die Opfer vor der Miliz fürchten, die in Russland dem Gedankengut der Skinheads oft nahesteht. Von der Behördenseite werden aus nderfeindliche Bergriffe gerne verharmlost. Der Brand eines Wohnheims der Universität, der im vergangenen November 36 Todesopfer gefordert hat, wurde von den Behörden schnell auf technische Gründe zurückgeführt. Viele ausländische StudentInnen sagen allerdings, es sei ein Anschlag. In der Vergangenheit hat es wiederholt Brandanschläge und Bombenalarme gegeben.

WG-Groove, unfreiwillig

Von aussen machen die Wohnheime, wo der Grossteil der ausländischen Studierenden lebt, einen vllig heruntergekommenen Eindruck. In den Fenstern hängt Wäsche zum Trocknen, die Scheiben sind mit Postern verklebt. Auf den Fenstersimsen Pflanzen, Kaffeebecher, Wasserkocher oder Bierherstapel. «Wir sind uns bewusst, dass die Wohnsituation absolut unbefriedigend ist», sagt Prorektor Ponka. Die Wohnheime sollen deshalb abgerissen und durch modernere Gebäude ersetzt werden, die genügend Platz bieten.

«Das war re matlich wunderbar!», sagt Wafaa Daoui aus Marokko. Sie teilt ein Zimmer mit einer Studentin aus Angola, obschon sie als Doktorandin eigentlich Anrecht auf ein eigenes Zimmer hätte. «Natürlich finde ich das nicht toll, so zu wohnen! Und ich hasse die Bürokratie hier, die Willkür macht mich krank», sagt sie. «Aber: Ich bin vor elf Jahren als Maturandin hierher gekommen. In einem Monat gehe ich als Doktorandin zurück. Ich habe eine Ausbildung bekommen, wie ich sie in Marokko nicht hätte bekommen können. Das Journalistikstudium haben meine Eltern bezahlt. Wäre ich nach dem Abschluss zurückgegangen, wäre meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt nicht sehr gut gewesen. Aber meine Eltern sagten mir, sie könnten mich nicht weiter unterstützen. Doch ich konnte bleiben, ich habe für mein Doktorat jedes Jahr ein Stipendium der Uni bekommen», sagt die 32-jährige.

«Schau doch mal zum Fenster raus. Was siehst du da? Viele Russen haben keine Arbeit, ihnen sind die Werte abhanden gekommen, sie haben Angst vor der Zukunft. Ich kann nur sagen: Vielen Dank euch allen für meine super Ausbildung!»

## PROWOZ FÖRDERVEREIN

Diese Serie wurde ermöglicht durch den Recherchierfonds des Fördervereins ProWOZ. Dieser Fonds unterstützt Recherchen und Reportagen, die die finanziellen Möglichkeiten der WOZ-Beisitzerinnen. Er spricht sich aus Spenden der WOZ-LeserInnen.

Förderverein ProWOZ, Postfach, 8031 Zürich, PC 80-22251-0

# WISSEN

**BILDUNGSREFORMEN** Der Bildungssoziologe Ulrich Oevermann fordert die Abschaffung der Schulpflicht. Nur so werde die Neugierde der Schüler geweckt und der Stress der Lehrerinnen gemindert.

## «Die Schule funktioniert nicht»

Interview: Urs Hafner

**WOZ: Was missen Sie Ihnen an den Volksschulen?**

**Ulrich Oevermann:** Die Schülerinnen und Schüler langweilen sich, die Lehrerinnen und Lehrer sind überfordert und kämpfen mit disziplinarischen Schwierigkeiten im Unterricht.

**Und daran soll die gesetzliche Schulpflicht schuld sein?**

Die Schulpflicht sagt jedem Schüler: Du bist aus Zwang hier. Damit wird ihm seine Neugierde aberkannt. Doch der Schüler will lernen und sich mit der Sache auseinander setzen. Kinder sind sozusagen neugierig von Berufs wegen. Mit der Schulpflicht ist die neugierde und gute Schülerin Gefährdung, als Streberin diffamiert zu werden, die nur aus Konformismus mit dem Lehrer lernt.

**Mit der Aufhebung der gesetzlichen Schulpflicht würde unsere Gesellschaft ins frühe 19. Jahrhundert zurückkatapultiert.**

Spontan denkt man: Das ist ein Riesenschmerz. Doch die Schulpflicht ist tatsächlich befristet geworden. Mit der Überwindung des Feudalismus benutzte die neue Staat die bürgerlich-industriellen Gesellschaften den allgemein gebildeten Bürger, der sich politisch informieren und handeln kann und der auf dem Arbeitsmarkt bei den geeigneten Qualifikationen verfügt, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Die vormoderne Gesellschaft, deren Leben wurde, lehnte die Bildung für alle mehrheitlich ab. Während der Erntezeit benötigte man die Kinder als Arbeitskräfte.

**«Weil die Schülerin in der Adoleszenzkrise steckt, ist sie dem Lehrer ganz und gar ausgeliefert.»**

**Wenn die gesetzliche Schulpflicht entfällt, werden die Kinder der bildungsarmen Schichten noch mehr benachteiligt.**

Das ist der übliche Einwand. Aber er ist nicht stichhaltig, im Gegenteil: Alle wissen heute, dass man ohne Bildung keine Chance hat. Selbst die Kinder wissen, dass man in dieser Gesellschaft die Schule besuchen muss. Der Bildungszwang richtet aber bei Kindern aus wenig bemittelten und bildungsfernen Milieus besonders viel Schaden an, weil sie, anders als die bildungsbürgerlichen Kindern

der, von ihrer Umgebung kaum motiviert werden. Niemand hilft ihnen bei ihrer Schulfürst, niemand hilft ihnen bei ihren Hausaufgaben zu machen. Das beeinträchtigt die Chancengleichheit zu tztlich. Wer nicht begreift, dass Kinder unter den heutigen Bedingungen unbedingt Schulunterricht benötigen, ist schlicht und einfach pathologisch. Dafür braucht es keine Gesetze, sondern Therapien.

**Sie behaupten, dass die Schulpflicht nicht nur die Kinder, sondern auch das Lehrpersonal belastet. Warum?**

Die Lehrer haben Angst vor dem Scheitern – und sie scheitern permanent. Aber sie müssen so tun, als ob alles perfekt funktionieren würde. Wenn Schüler die Klasse repetieren oder den Unterricht massiv stören, wird das von der Schulbehörde als Scheitern des Lehrers angesehen, den der Schüler ja nicht rauschmeissen kann. Die Lehrer müssen ihre Probleme im Lehrerkollegium besprechen und dort Rat holen können. Aber sie stehen sozusagen mit dem Messer hinter dem Rücken voreinander und warten nur darauf, dass ein anderer scheitert, damit sie ihr eigenes Scheitern rationalisieren können. Mit der Abschaffung der Schulpflicht würde der Lehrerberuf endlich als Profession anerkannt, was diese Probleme erheblich entschärfen würde.

**Was verstehen Sie unter Professionalisierung?**

In der Professionalisierungstheorie der Soziologie sind die Professionen eine Sonderklasse unter den Berufen. Die Juristen, Mediziner und Theologen, die drei Fakultäten der klassischen Universität also, trugen massgeblich zur Modernisierung der Gesellschaft bei. Die Professionen sind in der Berufsausübung ziemlich autonom, sie kontrollieren sich fast selbst, also durch ihre Berufsverbände und ihre Berufsethik, und sie sind stark am Gemeinwohl orientiert. Sie werden nicht durch marktgerichtete Leistungen oder eine staatliche Ration befristet: rztinnen und Anwälte bezeichnen das, was sie von ihren Klienten kassieren, nach wie vor als Honorar – darin drückt sich die gemeinwohlorientierte Dienstleistung aus. Anders als etwa Ingenieure, die Wissen technisch anwenden und es dektiv ableiten, gehen sie interventionspraktisch vor: Sie machen Wissen anwendbar für reinen konkreten Menschen, der seine Lebenspraxis bewältigen muss.

**Weshalb muss der Lehrerberuf zur Profession werden?**

In der pädagogischen Situation besteht wie im Arzt-Patient-Setting ein therapeutisches Element. Die Lehrerin soll dem sich bildenden Subjekt dazu verhelfen, dass es ein autonomes Mitglied der Gesellschaft wird. Sie kann aber in ihrer Interaktion mit dem Schüler, der von ihr abhngig ist, Schaden anrichten. Der Schüler wiederum nimmt die Lehrerin nicht in ihrer Rollenfunktion wahr, sondern gleicht sie dem Elternstatus an. Weil er in der Adoleszenzkrise steckt, ist er Lehrern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert – wie die Patientin der rztin.

**Wie kommen Sie ausgerechnet auf die Adoleszenzkrise?**

Die menschliche Sozialisation ist keine biologisch programmierte Reifung, sondern ein Prozess in eine offene Zukunft hinein. Sie besteht bis zur Pubertät vor allem aus Krisenbewältigung. Im Prinzip muss der Mensch seine Krisen selbst lösen. Es gibt aber Krisen, die man nicht selber lösen kann, zum Beispiel Krankheiten. Die delegiert man an den Arzt. In dieser Situation wird die eigene Autonomie eingeschränkt. Das Dilemma lautet für die gute rztin: Wie kann ich erfolgreich helfen, ohne dass der Patient langfristig abhngig bleibt? Auf den ersten Blick das nur, wenn sie den Klienten so in die Bewältigung seiner Krise miteinbezieht, dass seine Autonomie gestärkt

wird. Das Gleiche gilt auch für das Verhalten des Lehrers. Die Professionen müssen in erster Linie die Krisen ihrer Klienten und Klientinnen lösen.

**Das bedingt aber, dass die Patientinnen und Schlerinnen in einer Art Gleichberechtigung selbst aktiv werden.**

Arzt und Patient müssen wie Lehrerin und Schüler ein Arbeitsverständnis schliessen. Beim Patienten ist die Antriebskraft, die ihn zum Arzt treibt, die Krankheit, bei der Schülerin die Neugierde. Darin erkennt man, was sie noch nicht weiss und was sie wissen möchte. Sie bindet sich an den Pädagogen: «Hilf mir, es selbst zu tun!», wie es in der sokratischen Montessori-Pädagogik heisst. Wenn der Lehrer mit der Schülerin ein stabiles Arbeitsverständnis aufrecht erhalten will, ist die Schulpflicht ein Hindernis.

**Gibt es die Abschaffung der staatlichen Schulpflicht nicht den Privatschulen auftrifft?**

Das glaube ich nicht. Der Staat würde die Volksschulen wie bis anhin kontrollieren und erhalten, so wie er im Gesundheitswesen Krankenhäuser unterhält. Allerdings würden die vom Staat finanzierten

**«Die Schule müsste sich die Uni zum Vorbild nehmen. Aber es geschieht genau das Umgekehrte.»**

zierten Lehrer und Bildungseinrichtungen auf freiwilliger Basis eine Dienstleistung für interessierte Eltern anbieten. Die Eltern könnten sich die Schule selber aussuchen.

**Diese Liberalisierung des Bildungswesens könnte neoliberalen Interessen entgegenkommen.**

Meine Überlegungen haben nichts mit neoliberalen Tendenzen zu tun. Die Schulen würden ihre Leistung nicht nach Marktpreisen anbieten, und die Beziehung zwischen Schule und Schler wäre keine Marktbeziehung. Es geht mir nicht darum, dass staatliche Leistungen heruntergefahren werden und weniger Kinder in den Genuss guter Bildung kommen. Im Gegenteil: Das Lernpotenzial der Schüler und Schlerinnen soll mit der Etablierung des Arbeitsverständnisses maximal ausgeschöpft werden. Wir müssen uns darauf besinnen, was Schule eigentlich bedeutet. Sie umfasst in der Antike alles, was man in Museen tut. Da haben wir bereits den Gegensatz zur gesetzlichen Schulpflicht, die letztlich eine Trichterpädagogik befristet.

**Auf die Schweiz bezogen wäres viel wichtiger, die vielen pädagogischen und schulischen Reformprojekte zu vereinheitlichen.**

Das braucht sich ja nicht auszuschliessen. Eigentlich liegt die Beweislast bei Ihnen. Erklären Sie mir doch bitte, warum die Bildungsreformen seit bald sechzig Jahren nicht greifen. Die Schule funktioniert nicht. Sie müssen sich die klassische Universität zum Vorbild nehmen. Stattdessen gleicht sich die Universität immer mehr der Schule an. Ich sage meinen Studenten immer wieder: Sie müssen nicht hier sein, Sie sind freiwillig hier. Wenn die mich fragen, wie lange die Seminararbeit sein muss, dann bezeugen sie damit, dass sie nicht kapieren haben, was eine Universität ist. Dann müssten sie nämlich, dass eine wissenschaftliche Arbeit immer so kurz wie möglich und so lang wie nötig ist. Und jede Vorschritt dazu ist ein Unsinn. ◊

### GELESEN



### Zeitmaschine

Die Zeit schreitet unabänderlich voran. Das glauben wir jedenfalls. AstrophysikerInnen denken anders: Würde ein massereicher Stern, der 150000 Lichtjahre von uns entfernt liegt, jetzt explodieren, bekommen wir den Blitz erst im Jahr 152 004 zu Gesicht. Was also nachts am Himmel prangt, ist Vergangenheit.

Doch wo «finden» sich Zukunft und Vergangenheit? Eine Antwort bietet das Konzept der vierdimensionalen «Raumzeit», das dem explodierenden Stern und dem Himmelsbeobachter einen eindeutigen Standort zuweist und sie bei den Mechanismen der Lichtausbreitung mit einer relativen – Zeitrechnung verbindet.

Geht also der Plan der Welt für einmal noch auf? Nicht ganz. Paul Davies, Professor für Naturphilosophie in Sydney, beschreibt einen spektakulären Umkehrschluss. Gelänge es, die Raumzeit gezielt zu verformen, dann müssten Zeitreisen sowohl in die Zukunft als auch in die Vergangenheit möglich sein. Wie das gehen soll, schildert Davies in seiner kompakten Gebrauchsanweisung für den Bau einer Zeitmaschine. Hierbei spielt das sogenannte Wurmloch – die «gezähmte» Variante des schwarzen Lochs, der dramatischsten kosmologischen Verwerfung der Raumzeit – eine zentrale Rolle. Das Wurmloch ist eine Art Tunnel im Raumzeitgebilde, durch den man im Prinzip an einen anderen Ort und/oder in eine andere Zeit schlüpfen könnte. Davies zeigt, wie das Wurmloch erzeugt und stabilisiert werden könnte. Davies zeigt, wie die Zeitdifferenz zwischen den beiden Enden des Wurmlochs eingerichtet werden könnte.

Logisch gefolgt lässt sich der Bau einer solchen Zeitmaschine nicht realisieren. Man müsste sonst nämlich erklären können, warum es nicht von «Zeittouristen» aus der Zukunft wimmelt. Zeitmaschinen sind also reine, aber anregende Spekulation. Dass Davies nebenbei viel Handfestes über die Relativitätstheorie und die neuesten Errungenschaften der Quantenfeldtheorie erzählt, macht das Buchden zu tztlich leserenswert.

**Daniel Erni**  
PAUL DAVIES: «So baut man eine Zeitmaschine. Eine Gebrauchsanweisung». Piper Verlag, München 2004. 173 Seiten. Fr. 24.60.

### PFAHLBAU

### «Nah am Leben»

**WOZ: Vor genau 150 Jahren wurden in der Schweiz die Pfahlbauten entdeckt. Was für Menschen waren die Pfahlbauer?**

**Philippe Della Casa:** Das waren urgeschichtliche Menschen der Jungstein- und Bronzezeit, die an Seeufern oder in Feuchtgebieten wohnten. Sie waren Bauern, bauten Häuser, betrieben Handwerk und hatten weit reichende Kontakte. Besonders während der Klimaverschlechterung im 37. Jahrhundert vor Christus, die zeitweilig zu ihrem Verschwinden führte, mussten sie ein äusserst karges Leben führen, das sie zum Jagen von Hirschen und Sammeln von Wildpflanzen zwang.

**In unseren Kämpfen sieht der Pfahlbauer ganz anders aus.**

Sie reden vom mythischen Pfahlbauer. Der ist in erster Linie ein Urschweizer und ein Sonderfall, weil er auf dem Wasser wohnt, auf einer Insel. Als friedfertiger Fischer grenzt er sich ab, besonders gegen das germanische Deutschland, er lebt abgeschieden und im Überfluss.

**Und die Pfahlbauerin?**

Sie ist husslich, arbeitsam, kinderlieb und im Hintergrund, wie auf dem Bild von Albert Anker.

**Die Pfahlbauten wurden kurz nach der Gründung des modernen Bundesstaats entdeckt. Ist das Zufall?** Wissenschaftsgeschichtlich gesehen haben diese Entdeckungen nichts mit der Bundesstaatsgründung zu tun; sie fallen mit der Neuentdeckung des Altertums und der Entstehung der «vaterländischen Archäologie» zusammen. Doch schon bald darauf wurden die Pfahlbauten ideologisch zweckmissbraucht. Man konnte die neue Schweiz prähistorisch verankern, als Einheit darstellen und vom monarchisch regierten Europa abgrenzen. Die mythologisierten Pfahlbauer waren genossenschaftlich organisierte freie Menschen ohne Herrscher.

**Ständen auch in anderen Ländern Pfahlbauten?**

Ja, rund um die Alpen herum, aber nur in der Schweiz wurden sie ideologisch bearbeitet. In Deutschland sind sie ein Randphänomen, in Italien und Frankreich hat man die Römern, Etruskern und Galliern. Allerdings war die Schweiz ein Kerngebiet der Pfahlbauer. Hier liegen die meisten und besten Fundstellen.

**Was bleibt vom Mythos?**

Vor allem Funde. Ausgezeichnete Konservierungsbedingungen haben ein fantastisches Kulturerbe berliert, das noch heute fasziniert. Die Funde sind einzigartig: so alt und doch so vielfältig, nah am Leben und all das.

**Interview: uha**

**PHILIPPE DELLA CASA** ist Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Zürich. Bis zum 13. Juni zeigt das Schweizerische Landesmuseum die Jubiläumsausstellung «Die Pfahlbauer».

### GLOSSAR

### Rhizom

Der Begriff «Rhizom» (griechisch «rhizoma», das Eingewurzelte) stammt aus der Botanik und bezeichnet ein Sprossachsensystem, von dem nach unten die Wurzeln, nach oben die Blätter ausgehen. Gilles Deleuze und Félix Guattari haben in den 1970er Jahren das System des Rhizoms auf die menschliche Zivilisation angewandt. Das klingt dann so: «Ein Rhizom hat weder Anfang noch Ende, es ist immer in der Mitte, zwischen den Dingen, ein Zwischenstück, Intermezzi. Der Baum ist Filiation, aber das Rhizom ist Allianz. Der Baum braucht das Verb «sein», doch das Rhizom findet seinen Zusammenhalt in der Konjunktion «und ... und ... und». In dieser Konjunktion liegt genug Kraft, um das Verb «sein» zu erschüttern und zu enturzeln.» Wenig später kam das Internet auf, das man als Paradebeispiel eines Rhizoms ansehen kann. Da wollen wir wissen, was das Internet bei den Begriff hergibt. Google machte zu 0,17 Sekunden 11 600 Treffer. Es beginnt mit einer PR-Agentur mit der Adresse www.rhizom.at und dem Slogan «Wir sind das kommunikative Wurzelwerk». Eine Datenbank des deutschsprachigen Anarchismus sieht im Rhizom ein Widerstandsmodell, und «sexykapitalismus» oder Pop ist

eine Pizzaschachtel» führt Rhizom als Link zu einer Linkseite. Endgültig angekommen sind wir beim orchideenforum.de: «Hallo», schreibt Thomas, «ich habe in letzter Zeit festgestellt, dass man durch Einschnitten von Rhizomen (z. B. von Bulbophyllum, Laelien, Cattleyen ...) rasch stattliche Pflanzen bekommt weil dann die ruhenden Augen austreiben. Wie tief muss man das Rhizom einschneiden?» «Hallo Thomas», schreibt Gitta, «ich kenne nur, dass man das Rhizom ganz durchschneidet und dann ein Stück Plastik zwischen beide Teile steckt.» «Hallo zusammen», mischt sich Christian ein, «die Methode des einschneidens bringt nicht viel da erst ein vielgeschnittenes Rhizom den Neuaustrieb initiiert. Die von Gitta beschriebene Methode ist der richtige Weg. Ein trennen durch ein styroporstück, verhindert das erneute zusammenwachsen des Rhizoms.» Und schließlich sagend an: «Es gibt keine Schwierigen Orchideen, es gibt nur falsche Pflege.» Und falsche Beschreibung, das nur nebenbei. Aus unserer Sicht kann man dazu nur sagen: Wenn das das Rhizom wärest.

**schön@gut**

**SCHÖNEGUT** sind Anna-Katharina Rickert und Ralf Schlatter, Duo für poetisches und politisches Kabarett.

ULRICH OEVERMANN



Ulrich Oevermann, 1940 geboren, ist Professor für Soziologie und Sozialpsychologie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Er befasst sich mit Fragen der schichtenspezifischen Sozialisation und der Erziehung und entwickelte die Methode der «objektiven Hermeneutik», ein Interpretationsverfahren, das vor allem für die Analyse von Interviews angewendet wird.